

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Kate Millett

Im Iran

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Erster Teil

I

Verdammtes Telefon. Das Harz ist fertig angerührt, der Katalysator ist auch schon drin. Die Dickmadam, die ich gestern aus der Garage geholt habe, nimmt auf ihrem Platz unter dem Baum ein Sonnenbad. Noch zwei Schichten auf die Vorderfront; es macht Spaß, ihre Brüste und ihren Bauch zu bestreichen, der Zement bewährt sich, ein gutes Anstrichmittel, nicht dieses fürchterliche plastikartige Aussehen, das ich schon seit zwei Jahren zu vermeiden trachte. Und wenn sie auch noch wetterfest ist. Ja – es ist das Telefon. Noch mehr Harz auf Deanas weißes Hollywood-Telefon, ein schlechter Lohn für ihre Gastfreundschaft.

Wahrscheinlich ist es nicht einmal für mich. Ich bin in Deanas Haus, ein wunderschönes altes spanisches Bauernhaus in einer ruhigen Umgebung, eine Terrasse, die Skulpturen. Und obwohl ich nur die Garage als Werkstatt gemietet habe, kann ich in einem freien Zimmer schlafen, und meine Miete bezahle ich mit Zeichnungen. Ich nenne es das Studio West, der ideale Platz zum Arbeiten; ich komme deshalb auch immer gern hierher, um meine Dickmadams, diese unberechenbaren Skulpturen, die ständig um Hilfe kreischen, wieder instand zu setzen. Aber seit ein paar Tagen, seit es sich herumgesprochen hat, daß ich hier bin, werde ich dauernd durch Telefonanrufe bei meiner friedlichen Alchimie gestört. Das Harz wartet nicht gern. Endlose Unterbrechungen, Vorbereitungen für meine nächsten Unternehmungen, die ich für die Rückreise an die Ostküste geplant habe, die ständigen Anrufe von der Universität Pittsburgh und Ohio, und die Flüge sind immer noch nicht gebucht; sie rufen sogar bei Sophie zu Hause in der Bowery an. Zwei Vorträge auf der Rückreise.

Zuerst jedoch der Abstecher nach St. Paul, eine Familienangelegenheit, eine Versöhnung mit meiner Tante nach all diesen Jahren. Vor zwanzig Jahren schickte sie mich nach Oxford. Ich hatte versprochen, allein zu gehen, nicht mit dieser «Geschiedenen», eine

heimliche, perverse Affäre, die Romanze einer Studienanfängerin mit einem höheren Semester, die beide Seiten der Familie vor Entsetzen erschauern ließ. Beide, die meiner Mutter und die der Milletts. Das höhere Semester war nämlich weiblichen Geschlechts, etwas Unerhörtes für St. Paul. Mutter weint, die Milletts bereiten ein Gipfeltreffen vor. Ich soll nur unter der Bedingung, daß ich «diese Frau» aufgebe, Geld für mein Studium in Oxford bekommen. Okay, sage ich, die arme Verwandte, die Chance meines Lebens vor Augen, ich würde eben für die Fahrkarte meiner Freundin jobben. Ich gehe also nach Oxford. Aber mit ihr. Die Sache wird ein paar Jahre später von einem netten Besucher, der überraschend bei uns auftauchte, entdeckt. Der große Krach mit den Milletts, sie explodieren vor Wut und zerfleischen mich förmlich. All das liegt nun schon zwanzig Jahre zurück, sowohl die Affäre mit meiner Freundin wie auch die Geschichte mit meiner Tante. Die eine hatte mich für immer verlassen, und die andere würde nie wieder zu mir zurückkommen. Nur wenn ich mich irgendwie mit ihr versöhnen könnte, zu ihr gehen, mich entschuldigen, mich bedingungslos unterwerfen, meine Schuld zugeben und ihren Segen empfangen würde. Sie ist alt. Und krank, sagte mir meine Schwester. Ich muß nach St. Paul, so sehr ich mich auch davor fürchte. Ihre frostige Stimme, diese Tante, die ich als Kind vergötterte und die mich jetzt in einem Restaurant treffen will, nicht in dem Haus, das ich so liebe; keine Gelegenheit, die geliebten Räume wiederzusehen, das chinesische Pferd auf dem Kaminmantel, die Bilder. Räume, von denen ich immer noch träume und von ihr in ihnen.

Nun, vielleicht am Tag darauf, du bleibst doch eine Woche. In einem Motel. Ihre Stimme, als sie das begriff.

«Warum nicht bei deiner Mutter?» Es mußte auch komisch klingen. Weil ich deine Gunst wieder erringen will und weil ich dir damit beweisen will, daß ich ganz zu deiner Verfügung stehe und sogar meine Mutter deswegen vernachlässige. Weil eure beiden Familien schon seit meiner Kindheit Klassenkämpfe untereinander austragen. Weil mir meine Mutter wahrscheinlich auch verzeiht, daß ich nach St. Paul komme und nicht bei ihr wohne, während du mir wahrscheinlich nie verzeihst, daß ich mit einer Freundin, einer Lesbierin, nach Oxford ging. Ich erwähnte es wieder, als ich sie wegen diesem Treffen anrief – die Stimme meiner großen Tante Christina, die von Mayo County im Westen Irlands kam, wurde immer vorwurfsvoller und erstarrte dann plötzlich zu Eis. All das liegt noch

vor mir. Und es bleiben mir noch anderthalb Tage, um mit meiner Dickmadam fertig zu werden – jede Minute zählt, wenn ich sie draußen liegen lasse, um die neue Schicht zu testen; all diese Flüge, wo ich doch einfach nur ungestört meiner Arbeit nachgehen möchte ... das Telefon.

Ich höre eine Stimme. Deanas auf Band gesprochene Durchsage ist zu Ende. Der Fremde fängt an zu reden. Ein Mann. Deutlicher Akzent.

«Khalil aus New York, CAIFI.»

Wenn «Caifi» spricht, muß ich antworten. Das Harz ist dabei, hart zu werden, ich muß wieder neues anrühren, Caifi hat jedoch Vorrang. Caifi, das Komitee für die Freiheit der Künstler und Intellektuellen im Iran, gehört zu den wichtigsten Dingen, die mich in den letzten Jahren beschäftigten. Angela Davis' Gefängnistrafe bedeutete für mich bald Gefangene überhaupt, politische Gefangene, in Chile und den übrigen südamerikanischen Staaten; aber irgendwie, ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, wie es begann, schilderte mir jemand die Lage der politischen Gefangenen im Iran so eindringlich, daß ich nicht darüber hinweggehen konnte. Es war sowohl ein Appell an mein Vorstellungsvermögen als auch an mein ethisches Empfinden – wie eben ein Engagement zustande kommt –, und die Beschreibung kreiste um Folterungsmethoden, um Folter im allgemeinen. Je länger ich zuhörte, desto empörter wurde ich, eine Empörung, die vom Magen ausging und der Empörung glich, die ich bei Sylvia Likens Tod empfunden hatte, die einen dumpf vor sich hinbrüten läßt, wenn man nichts tun kann oder die einen zur Tat schreiten läßt, wenn alles noch offensteht. Wir haben seit Jahren getan, was wir konnten. Manchmal erschien uns das Ganze so sinnlos, all diese College-Studenten, zu denen wir sprachen, denen wir die Schandtaten des Schahs beschrieben. Ungläubigkeit, Erstaunen, Unfähigkeit, es emotional aufzunehmen, und eine totale intellektuelle Gleichgültigkeit. Entweder sie glauben uns nicht oder es ist ihnen gleichgültig.

Wie eine Schafherde glauben sie einfach immer noch: Man gehorcht dem Staat. Bei einem totalitären Regime wartet man auf bessere Zeiten. In Amerika haben wir unsere demokratischen Rechte, die meisten zumindest; wir verdienen sie. In anderen Ländern verdienen sie sie wohl nicht oder legen gar keinen so großen Wert darauf, finden sie eher absurd. Sie haben nun einmal diesen Kerl, und in den Zeitungen heißt es immer nur, er wäre toll. Glanzvolle Unifor-

men im Wochenendmagazin, die schönsten Farbfotos. Mich haben sie auch verführt. In ihrem Alter hing ich auf den Skipisten herum, kellnerte im Sun Valley, Idaho, und einmal mußte ich auch seiner Hoheit das Mittagessen servieren. Noch zur Zeit Sorayas. Ich versuchte sogar, seine Hoheit in meinem Schulfranzösisch anzureden, der Sprache, die, wie ich dachte, an Höfen gesprochen wurde. Fünf bullige CIA-Gorillas, die mit dem Revolver in der Tasche Skifahren mußten. Und ein Typ vom Außenministerium. Seine Majestät würde sich nicht mit dem Personal unterhalten, erklärte mir einer seiner Leute in verletzendem Englisch und ich lief schamrot in die Küche zurück. Dessert bitte? «Dessert» ist ein komisches Wort. Aber ich genoß trotzdem seine königliche Aura; wir hielten ihn alle für sehr gutaussehend damals, ein königlicher Playboy, ein höllischer Skifahrer (in jeder Beziehung, er schoß senkrecht, ohne zu wedeln, die Hänge hinunter und seinen Gorillas, die alle professionelle Skiläufer waren, aber durch die Revolver in ihren Taschen und durch seine Art und Weise, Ski zu laufen, in eine gefährliche Situation gebracht wurden, standen die Haare zu Berge). Und wenn er sich an einen Tisch setzte, der zu meinem Revier gehörte, so war das ganz schön aufregend, als hätte man Gary Cooper zum Frühstück, Cary Grant die Woche davor.

Die amerikanischen Studenten mit ihren perplexen Gesichtern muß man wohl erst daran erinnern, daß wir eine Republik sind und Könige als Tyrannen betrachten, daß der Schah von Persien nicht einfach nur zum internationalen Jet-set gehört wie die Filmstars oder die Sportler, die sie bewundern. Die Allmacht der Medien – Fernsehen ist für sie immer noch ausschlaggebender als ihre Lehrbücher. Sie haben nichts mit den Studenten der späten sechziger Jahre gemein, mit uns damals, als wir uns an der Columbia University radikalierten und der SDS alle Fakten parat hatte. Man denke nur an seine Freunde, die gähnen, wenn man mit ihnen über die politische Entwicklung im Iran, dem CIA-Coup von 1953 spricht, durch den Mossadeghs konstitutionelle Demokratie gestürzt wurde. Vorangegangen war ein Oberst, ein Analphabet, der sich selbst zum Schah erhoben hatte, brutal und kriminell den Thron an sich gerissen und sich später mit den Nazis verbündet hatte. Die Alliierten ersetzten ihn also durch seinen eigenen Sohn, den jetzigen Schah. Auch ein Emporkömmling, der jedoch dank der Ölagnaten (Mossadegh war nicht «zuverlässig» gewesen, er fing an, die Ölgesellschaften zu verstaatlichen) und der amerikani-

schen CIA nun der Schah der Schahs genannt wurde, der Schatten Gottes.

Wie ihn wohl die vor Schmerz aufheulenden Insassen seiner Gefängnisse nannten? Neben mir, am selben Tisch, spricht Reza Baraheni mit den Studenten über die Geschichte seines Landes, sehr geduldig, ein Dichter, der hundert Tage Folter ertragen hatte und nun voll Sorgfalt und Liebe die verlorene Konstitution erklärt. Die Studenten schauen zu, unfähig, sich ein Leben ohne die Freiheit und deren Garantien vorzustellen, die er mit seinen Worten liebkost, und sind deshalb auch eher gelangweilt. Sie wissen nicht genau, wo sich der Iran befindet. Sie haben sich nie Gedanken über seine Verfassung gemacht. Wird die CIA erwähnt, so schauen die einen etwas betreten, die anderen ungläubig. Nemat oder ein anderes Caifi-Mitglied wird demnächst sprechen oder hat schon gesprochen. Sie wirken präzis, informativ, aber völlig unfähig, die Anteilnahme ihres Publikums zu erwecken. Rezas Beredsamkeit bewirkt mehr, allein die Tatsache, daß er gelitten hat; sie haben noch nie Einzelheiten über Folterungen gehört und schon gar nicht von jemand, der sie am eigenen Leib erfahren hat. Aber seine Zurückhaltung, seine Vornehmheit, sein exquisiter literarischer Geschmack hindern ihn daran, mit solchen Schockmethoden ihr Verständnis zu erzwingen. Würde er diese schrecklichen, komplexen, ambivalenten Gedichte lesen – wie privat einmal mit Ginsberg zusammen an einem literarisch sehr interessanten Abend, der eher einer iranischen Party glich, obwohl man ihm die hochtrabende Bezeichnung einer «Benefizveranstaltung» für Caifi verliehen hatte –, es würde sie nur noch mehr verwirren; die Beziehung zwischen Folterknecht und Gefoltertem, eine Intimität, die man beinahe als sexuell bezeichnen kann, Zeit, die fraglos ewig erscheint, eine surreale Welt, in der Angst und Schrecken zu etwas Alltäglichem, Routinehaften werden. Sie würden nie verstehen, immer ratloser würden sie eine Art sadomasochistischer Neugierde entwickeln, die ihr nur mit Mühe erweckbares ethisches Empfinden absorbieren würde. Okay, ich werde es tun. Ich werde über Folterungen sprechen, wenn ich an der Reihe bin – ich weiß, daß man sonst nicht an sie rankommt. Daß man diese neue apolitische Haltung, diese neue glatte Oberfläche, diese imperialistische Anomie anders nicht durchstoßen kann. Nur noch ihr Berufsziel vor Augen, haben sie keine Zeit mehr, sich zu engagieren, und sprechen von Resignation; Zeitvergeudung, meinen sie, weil sie keine Lust haben, diese ungeheure Macht, die sie immer noch be-

sitzen, auszuüben. Die privilegierteste Klasse des Landes, die sowohl über die Zeit wie auch unerklärlicherweise über die Macht verfügt, Universitäten lahmzulegen, in einen Krieg einzugreifen und das Verhältnis zwischen Rassen, Klassen und Geschlechtern zu beeinflussen. Es waren nur ein paar Tage nötig, um eine der wirtschaftlichen Hauptquellen, das amerikanische Kapital, aus Südafrika abzuziehen. Wenn sich auch dafür niemand einsetzt, wie können wir uns dann einbilden, ihr Interesse für politische Häftlinge im Iran erwecken zu können. Sie wurden wahrscheinlich im Verlauf dieser Woche schon von vier andern Gruppen mit den politischen Häftlingen vier anderer Länder bombardiert. Deren Meetings waren sogar noch spärlicher besucht als unseres.

Und unseres besteht zum größten Teil aus iranischen Studenten. Die wahrscheinlich innerhalb der nächsten zwei Minuten losbrüllen. Reza einen Verräter, einen CIA-Agenten, einen Savak-Spitzel nennen. Als es das erste Mal passierte, wußte ich überhaupt nicht, wie ich reagieren sollte. Ich war noch nie so überrascht. «Was sind das für Typen?» flüsterte ich den andern am Tisch zu, als die Buhrufe die Rede unseres Sprechers unterbrachen. Rezas ruhiges, wohlgesetztes Englisch, seine Vornehmheit, die unter dieser brutalen Attacke immer aristokratischer wirkte. Schließlich hörte man nur noch das Ge-schrei seiner Verfolger. Sie übertrafen die Zaps der Sechziger, übertrafen die Störaktionen gewisser linker Gruppen, die das Recht auf freie Rede oder eine eigene Meinung einfach zur Seite schoben. Aber selbst damals konnte man noch etwas vernehmen, die Zuhörer verlangten, daß zuerst der eine sprach und dann der andere; im Vergleich zu diesem Spektakel war es ein Dialog. Hunderte von wütenden, männlichen Gesichtern, die uns mit Schimpfworten bespien.

Waren es Savak-Leute? Begab sich der iranische Geheimdienst nach South Bend oder Austin oder Bloomington, nur um unser Komitee für die Freiheit der Künstler und Intellektuellen niederzuschreien, eine straffe, engagierte, auf ihre Weise sehr nützliche kleine Organisation, jedoch kaum eine Gefahr für das großangelegte Netz aus Gefängnissen, Agenten, Denunzianten, über das der Schah verfügte?

«Die Savak hat wahrscheinlich doch etwas damit zu tun», meinte Nemat. «Wahrscheinlich gehören manche dieser Typen dazu. Beobachte sie. Vor allem die Gesichter, die zu alt für Studenten sind, die nicht so aussehen. Versuch mal, ob du etwas Typisches an ihnen entdecken kannst.»

«Der da drüben, der sie zu dirigieren scheint.»

«Vielleicht.»

«Der in dem Mantel.»

«Höchstwahrscheinlich.»

«Nemat, ich habe noch nie einen Studenten mit einem solchen Mantel gesehen.»

«Manchmal kleiden sie sich auch ganz unauffällig.»

«Der mit dem Sweatshirt?»

«Wahrscheinlich. Aber ich bin überzeugt, die meisten sind doch Studenten. Manche wurden vielleicht von Savak-Agenten angestiftet und handeln auf Befehl, aber alle übrigen haben ihre eigenen Überzeugungen. Sie bilden eine politische Fraktion. Es gibt sie auf diesem Campus und auch auf andern, auf den meisten mit einer größeren Gruppe persischer Studenten. Es gibt verschiedene Fraktionen, und diese hier nennt sich die kommunistische Revolutionspartei.»

«Ich habe noch nie von ihnen gehört.»

«Sie selbst nennen sich Maoisten.»

«Sind sie das?»

«Soweit ich das beurteilen kann, lesen sie kaum Maos Schriften, und was sie hier anstellen, ist kaum konstruktiv zu nennen; sie hassen den Schah, zumindest behaupten sie das; wenn sie jedoch unsere Veranstaltungen stören, verhindern sie nur, daß wir vor einem größeren Publikum, vor den amerikanischen Studenten und Fakultätsmitgliedern aufdecken, was im Iran geschieht. Sie machen uns viel zu schaffen. Häufig fangen sie auch Schlägereien an.»

Nemat versuchte fair zu sein, aber er sah auch die Gefahr: «Es ist durchaus möglich, daß einige von ihnen Reza niederbrüllen, weil sie tatsächlich glauben, daß er Kompromisse schloß, um aus dem Iran rauszukommen, und er kann sagen, was er will, es interessiert sie überhaupt nicht. Gelingt es ihnen jedoch, ihn als Verräter zu brandmarken . . . ihn, unsren besten Sprecher, der sowohl hier wie auch im Iran als Schriftsteller einen Namen hat und durch dieses Interview mit Barbara Walters ins Fernsehen kam und außerdem von der Presse . . . »

«Ja, der lange Artikel über Folter in der *New York Times* ist der größte Coup, den wir bis jetzt landen konnten.»

«Sicher, und wenn sie seinen Ruf schädigen können, gefährden sie unsere ganzen Erfolge.» Reza hat es nämlich auch geschafft, die PEN-Leute, die Leute um die *New York Review of Books*, enga-

gierte Schriftsteller wie Arthur Miller, Kurt Vonnegut zu mobilisieren. Doctorow schrieb eine glänzende Einführung zu dem Buch, das Reza hier veröffentlichte.

Als Schriftstellerin konnte ich hier sehr viel weniger Erfolge verzeichnen. Das einzige, was ich je dazu veröffentlichte, war ein Aufsatz über das Einverständnis zwischen dem Schah und den Universitäten, die enorme Summen von ihm angenommen hatten; derselbe Grund jedoch, der mich veranlaßte, ihn zu schreiben, ließ mich auch die akademischen Institutionen dazu aufrufen, von dieser Großzügigkeit keinen Gebrauch zu machen – Folter. Ich war außer mir an dem Tag, als ich in Berkeley zusammenfassend schrieb:

Die *London Sunday Times* berichtet, daß zwei französische Rechtsanwälte, die gerade aus dem Iran zurückgekommen waren, wo sie durch Zufall an einem der normalerweise nicht öffentlichen Prozesse gegen politische Häftlinge teilnehmen konnten, gehört haben, wie der Angeklagte ihnen auf Englisch «Mister, Mister» zuflüsterte und seinen Pullover hochzog, um ihnen zu zeigen, daß «sein mittlerer Brustkorb und sein Bauch nur noch ein Gewirr von Narben waren, die von schweren Verbrennungen herrührten.» Die Rechtsanwälte, Henry Libertalis und Nuri Albalia, erklärten Philip Jacobson von der *Sunday Times*, daß der Gefangene die Spuren erlittener Folterungen aufgewiesen habe: «Sie sahen fürchterlich aus ... und der Rücken war sogar noch schlimmer. Man hatte ein perfektes Rechteck in seine Haut geätzt, und er fiel daraufhin in Koma. Er wurde wieder losgebunden, niemand kümmerte sich jedoch um die Wunde, und die Haut wies später wieder lauter glänzende Brandnarben auf.» Die Geheimpolizei, die direkt dem Schah untersteht, dieser «einnehmenden Persönlichkeit mit dem starken Charakter, die in den letzten fünfzehn Jahren enorm viel für die gesellschaftliche Entwicklung des Irans getan hat» (Präsident Young von der University of Southern California), hat anscheinend einen eisernen Rahmen mit einem Drahtgeflecht, den «Grill» erfunden, auf dem die Opfer dann «gegrillt» wurden. Ein weiterer Bericht über die Taten dieser «einnehmenden Persönlichkeit» stammen von einem Augenzeugen, dem Mitgefangenen des gefolterten Asgar Badizadegan: «Er wurde langsam durch elektrisch erzeugte Hitze verbrannt, seine Hände und Füße waren am Bett festgebunden. Die Verbrennungen in der Lendengegend waren so tief, daß sogar die Wirbelsäule davon betroffen wurde. Er fiel in Koma. Daraufhin

wurde er wieder losgebunden und mit seinen eiternden Wunden allein gelassen: der Gestank von verfaulendem Fleisch erfüllte unsere Zelle, alle machten einen Bogen darum. Schließlich wurde er in ein Gefängniskrankenhaus gebracht und mehrere Male operiert. Er kann jedoch nicht mehr aufrecht gehen, sondern nur noch auf allen Vieren kriechen.

Ich bin als Feministin zu Caifi gestoßen. Und ich habe immer bedauert, daß auf feministischer Seite so wenig Interesse für den Iran bestand. Vor kurzem hat sich jedoch NOW um den Fall Vita Tabrizi gekümmert, eine politische Gefangene, die sieben Jahre lang gefoltert wurde, bis sie schließlich aufhörte zu menstruieren, in den Händen und Füßen jede Empfindung verlor, einen schweren Herzschaden entwickelte. Schlaganfälle, Depressionen, Verzweiflung – wie häufig werden die Opfer von Folterungen davon heimgesucht? Vita Tabrizi verschwand vor sieben Jahren, als sie von der Universität nach Hause ging. So läuft das dort. So passiert das. Man geht gegen sieben Uhr weg, es wird gerade dunkel. Ein Auto hält. Entführt einen, ohne großes Aufsehen zu verursachen. Man verschwindet, wird nie wieder gesehen. Die Familie wird nicht benachrichtigt. Sie geht zur Polizei, betrachtet einen als vermisst. Vielleicht geben sie zu, daß sie einen festgenommen haben, vielleicht auch nicht. Im letzteren Fall gerät man häufig in die Hände von Privatleuten, wie zum Beispiel in Argentinien, wo Ultrarechte ihre eigenen Gefängnisse eingerichtet haben, um ihre Opfer ungestört foltern und hinrichten zu können. Es ist sogar möglich, daß die Polizei überhaupt nicht weiß, was die politische oder die Geheimpolizei mit ihren Gefangenen anstellt, oder es erst später erfährt. Wenn es zum Prozeß kommt. Bis dahin ist der Angeklagte nur noch ein Schatten seiner selbst. Vitas Prozeß fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Ein Militärgericht. Ihre Angehörigen konnten nicht kommen, niemand konnte kommen. Das Urteil wurde im geheimen gefällt, wahrscheinlich auch von Richtern, deren Identität geheim blieb. Sie wurde für schuldig befunden – «der Verbrechen gegen den Staat und seine Sicherheit.»

Vita Tabrizi war Soziologieprofessorin an der Universität von Teheran. Ihr Spezialgebiet waren die nationalen Minderheiten, Türken, Turkmenen, Kurden, die, wenn man sie zusammenzählt, die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen; man hat sie ihrer Sprache und ihrer Kultur beraubt, gezwungen, Farsi (Persisch) zu sprechen, und einer persisch sprechenden Minderheit unterstellt. Der Schah

selbst spricht besser Französisch als Farsi; Farsi ist jedoch die obligatorische Landessprache. Für alles, was an Bildung noch übriggeblieben ist nach fünfundzwanzig Jahren Schahherrschaft, einer Herrschaft, die ihr gründlich den Garaus mache. Auch dem gedruckten Wort; während er an der Macht war, hatte der Schah fünf- und neunzig Prozent aller Publikationen sowie auch sämtliche Oppositionsparteien verboten. Welche Vorstellungen brachten Vita Tabrizi mit den Machthabern in Konflikt? War es einfach ihr Fachgebiet, das als subversiv betrachtet wurde? Reza, ein Türke, bekam schon Schwierigkeiten, als er sich in einem Essay für das Türkische einsetzte, für das Recht der türkischsprechenden Bewohner, sich ihrer eigenen Sprache zu bedienen und «sogar» in ihr zu schreiben und zu lesen. Hatte Vita an ihrer Universität etwas unterschrieben, eine Petition oder etwas Ähnliches? Es muß einen Konflikt gegeben haben, selbst unter diesem Mantel des Schweigens. In den Bergen gab es sogar Guerilleros. Jedoch nur wenige, und es ist kaum anzunehmen, daß man sie zu ihnen rechnete.

Vielleicht war sie auch nur eine von den Tausenden, die in einem Polizeistaat «irrtümlich» verhaftet werden. Ein Nachbar, der sie anzeigen, ein Nachbar, mit dem sie sich gestritten hatte, der sie nicht mochte, ihr irgend etwas nachtrug. In einem Staat, der auf Denunziation beruht, kann jeder jeden denunzieren. Die Savak wurde auf eine Stärke von hunderttausend Leuten geschätzt. Und zählt man die Denunzianten noch dazu – das kann jeder sein – so läßt sich mit Reza daraus folgern, daß jeder Achte ein Anhänger des Regimes sein muß. Die Savak ist überall, beinahe jeder kennt jemanden oder ist sogar mit jemanden verwandt, der dazugehört. Wie bei uns zur Armee.

Und dann eines Tages, nach all unsern Bemühungen, nach sechs Jahren Caifi, spürten wir, wie etwas in Bewegung geriet. Wir hofften sogar, wir hätten dazu beigetragen, hätten über die Universitäten, durch unsere Veröffentlichungen und unsere Auftritte im Fernsehen den Westen aufgeklärt und vom Schah ein anderes Bild entworfen als die Medien, die praktisch jahrelang nur die Bestrebungen unseres eigenen Geheimdienstes, einer Diktatur in den Sattel zu helfen, unterstützt hatten. Hätten durch all diese Aufklärungsarbeit doch etwas bewirkt. Vielleicht sogar den Protest der in den USA, Frankreich und England lebenden persischen Studenten. Da waren unsere Streikposten in New York und Washington während des Schah-Besuchs, Farahs unvorhergesehene Stippvisite in New York, was Sicherheitsvorkehrungen für über zweieinhalb Millionen